

# Ein autoritäres Projekt

Aufgewachsen ist J. D. Vance in prekären Verhältnissen. Wie passt das zu den heutigen Positionen von Trumps Kandidaten für den Posten als US-Vizepräsident? Eine Antwort findet sich in dem autobiografischen Buch, das Vance berühmt machte.



J. D. Vance kommt aus einfachsten Verhältnissen. Dass die gesellschaftlichen Verhältnisse im Ganzen korrekturbedürftig sind, käme ihm aber nicht in den Sinn.

Foto: imago/Li Rui

Von Markus Rieger-Ladich

**J**D. Vance ist eine schillernde Figur. Der Senator aus Ohio ist erst 40 Jahre alt, kandidiert für das Amt des Vizepräsidenten und gilt manchen in der Partei der Republikaner bereits als Trump-Nachfolger. Weniger irrlüchtern als dieser, ungleich besser ausgebildet und konservative Werte auf überzeugende Weise verkörpernd, könne er die dringend notwendige Neuausrichtung der Grand Old Party einleiten. Von Vorteil ist dabei, dass ihm hierfür nicht nur das intellektuelle Rüstzeug attestiert wird; er besitzt darüber hinaus auch jene Street Credibility, also besondere Glaubwürdigkeit, die dem US-amerikanischen Ex-

**Die prekären Verhältnisse seiner Kindheit verleihen J. D. Vance Glaubwürdigkeit. Trotz seiner spektakulären Karriere signalisiert er, das „einfache Leben“ zu kennen.**

Präsidenten Donald Trump, diesem Immobilien-Tycoon aus New York, fehlt. Beim Parteikonvent in Milwaukee in diesem Sommer etwa holte Vance gegen die „Wallstreet-Barone“ aus und warf ihnen vor, die Wirtschaft ruiniert zu haben. Er dagegen fühle sich allein „dem Arbeiter“ verpflichtet. Auf Resonanz traf das auch deshalb, weil hier jemand auf der Bühne stand, der selbst in Ohio aufgewachsen ist – mithin in einer von Arbeitslosigkeit und Deindustrialisierung geprägten Region.

Die prekären Verhältnisse, die Kindheit und Jugend Vances prägten, schwingen mit, wenn er das Podium betritt. Sie verleihen ihm Glaubwürdigkeit. Vance hat in wenigen Jahren eine spektakuläre Karriere absolviert hat – vom Studenten der Rechtswissenschaft zum hoch bezahlten Investmentbanker, zum Senator und schließlich zu Trumps Kandidaten für die Vizepräsidentschaft. Und doch signalisiert er, noch immer „geerdet“ zu sein und das „einfache Leben“ zu kennen – etwa, wenn er sich mit einer Dose Mountain Dew filmen lässt, jener Limonadenmarke, die den American Way of Life symbolisieren soll.

Es ist dieser familiäre Hintergrund Vances, sein Aufwachsen in einer sogenannten Hillbilly-Familie, das vielen Beobachtern Respekt abnötigt. Vor diesem Hintergrund scheint Vance den amerikanischen Traum scheint zu verkörpern wie kein Zweiter. Alle Widrigkeiten der Herkunft hinter sich zu lassen, Ressourcenknappheit als Herausforderung zu begreifen und mit Energie und Zuversicht das eigene Leben in die Hand zu nehmen – dafür scheint der junge Senator aus Ohio zu stehen. Seine Geschichte ist so beeindruckend, dass ihn eine seiner Professorinnen aufforderte, ein Buch zu schreiben. Er solle erzählen vom Leben in den Appalachen, von der Schulzeit berichten und dem

Studium an einer Elite-Universität. Nach anfänglichem Zögern fand Vance daran Gefallen und verfasste das, was in den USA ein Memoir genannt wird. Kurz nachdem das autobiografische Buch im Sommer 2016 erschienen war, schnellten die Verkaufszahlen in die Höhe. Bald stand es auf Platz 1 der New York Times Bestsellerliste; nur ein Jahr danach waren mehr als eine Million Exemplare verkauft. Die „Hillbilly-Elegie“ machte Vance berühmt, zu einem Bestsellerautor und gern gesehenen Gast in den Talkshows.

Distanzierte sich Vance, der sich schon damals als Republikaner zu erkennen gab, anfangs von Donald Trump – er bezeichnete ihn in einem Interview gar als „kulturelles Heroin“ und als „Amerikas Hitler“ –, gilt er nun als einer seiner engsten Vertrauten. Wie lässt sich dies verstehen? Ist seine 180-Grad-Wende ein Ausdruck intellektueller Beweglichkeit? Oder illustriert sie Opportunismus, gar Charakterlosigkeit? Haben wir es mit einer Geschichte zu tun, die erneut von der Korruptierbarkeit des Menschen erzählt?

Will man an dieser Stelle das Psychologisieren vermeiden, empfiehlt sich die Lektüre seines Buches sowie ein Blick in die zeitgenössische Literaturtheorie. In dieser erfährt seit einigen Jahren eine neue Gattung besondere Aufmerksamkeit, für die sich der Begriff Autobiografie eingebürgert hat. Geprägt wurde dieser Terminus von Annie Ernaux. Die französische Nobelpreisträgerin ist eine der bekanntesten Vertreterinnen dieses Genres. Kaum weniger prominent sind Didier Eribon und Édouard Louis. Auch sie stammen aus der französischen Provinz; auch sie sind in Familien aufgewachsen, deren Alltag von Armut und Alkohol, von Gewalt und Diskriminierung geprägt war. Als Ernaux während ihres Studiums auf Arbeiten des französischen Soziologen Pierre Bourdieu stieß, war dies für sie ein Schock. Was sie bislang als unabwendbar erlebt hatte, was ihr normal und vernünftig erschien, konnte sie nun als Herrschaftsverhältnisse entziffern. Die Lektüre versetzte sie in die Lage, Machtbeziehungen zu entschlüsseln – und die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht länger als schicksalhaft zu begreifen. Auf diese Weise ermutigt, wandte sie sich ihrem Herkunftsmilieu zu und blickte auf neue Weise auf ihr Elternhaus.

Ernaux besaß ein feines Gespür dafür, dass sie mit dem Genre der traditionellen Biografie brechen musste, wollte sie ihren Vater und ihre Mutter porträtieren. Hatte sich im Genre der Biografie das Bürgertum noch selbst gefeiert, galt es nun, neue Schreibweisen zu entwickeln. Den Angehörigen der Arbeiterklasse gerecht zu werden, verlangte nichts weniger, als eine neue Gattung zu erfinden. Genau das unternahm Annie Ernaux, lange bevor Eribon mit „Rückkehr nach Reims“ und Louis mit „Das Ende

von Eddy“ bekannt wurden. So unterschiedlich diese Bücher sind, gilt für sie alle, dass die Autorinnen und Autoren den Prägekräften der eigenen Biografie auf die Spur zu kommen versuchen. Zumeist sind diese Bücher frei von Heroismus: Sie stellen die Bedeutung von Eltern und Nachbarn, von Lehrerinnen und Freunden heraus. Die Bildungsaufsteiger lösen sich von dem Narrativ des Lonesome Hero, des einsamen Helden, und lenken das Augenmerk auf jene, die an der Durchquerung des sozialen Raumes beteiligt sind. Die Philosophin Chantal Jaquet hat das beschrieben: „Der Klassenübergänger ist weniger ein einsamer Held als vielmehr ein Herold, der persönliche und kollektive Bestrebungen verkörpert, seien es solche der Familie, des Dorfes oder des Viertels, der Rasse oder Klasse sowie des sex oder gender.“

Als „Hillbilly-Elegie“ erschien, wurde Vance schnell mit der neuen Gattung in Verbindung gebracht. Auch hier lag eine Aufstiegs Geschichte vor, auch hier war jemand diskriminiert und ausgegrenzt worden, auch hier hatte jemand sein Herkunftsmilieu verlassen und blickte nun zurück, rekonstruierte seinen Bildungsgang – so der Tenor der Besprechungen in den Feuilletons. Auf den ersten Blick spricht einiges für diese Lesart. Jene Passagen, in denen Vance das Aufwachsen in der Stadt Middletown beschreibt, die dysfunktionale Familie schildert, seine drogenabhängige Mutter porträtiert, die zu stabilen Sozialbeziehungen nicht in der Lage ist, wie auch seine Großmutter, die ihn wiederholt aufnimmt und zur wichtigsten Bezugsperson wird, sind erhellend und immer wieder berührend. Das trifft auch auf die Kapitel zu, in denen Vance sein Studium an der Ohio State University und später an der renommierten Yale Law School schildert. Hier werden die besonderen Schwierigkeiten deutlich, auf die Studierende treffen, die über keinen bildungsbürgerlichen Hintergrund verfügen und daher den „falschen“ Habitus besitzen.

Und doch finden sich schon in „Hillbilly-Elegie“ Passagen, die auf den späteren Politiker Vance verweisen und die Zuordnung zur dieser von Ernaux geprägten Gattung als wenig hilfreich erscheinen lassen. Anders formuliert: So überzeugend Vance darin ist, die soziale Misere der weißen Arbeiterklasse in den USA zu beschreiben, so unzulänglich sind seine Erklärungsversuche. Im Unterschied zu Ernaux, Eribon und Louis, die gesellschaftstheoretisch geschult sind, verfügt Vance über keinerlei Instrumente, um soziale Krisen und gesellschaftliche Verwerfungen zu analysieren. Er ist nicht nur blind für strukturelle Diskriminierung und institutionellen Rassismus; er ist auch unempfänglich für die Brutalitäten des Kapitalismus. Schuld an ihrer misslichen Lage seien allein die Be-

troffenen selbst. Es sind, so Vance, charakterliche Defizite, die hierfür verantwortlich sind – nicht zuletzt Faulheit und Bequemlichkeit. Statt über ein funktionierendes Sozialsystem nachzudenken, eine leistungsfähige Krankenversicherung sowie ein faires Bildungswesen, will er jene, die unter weniger privilegierten Bedingungen leben, auf ein tugendhaftes Leben verpflichten. Leistungsbereitschaft, Fleiß und eine kompetitive Grundhaltung sind seine Antwort auf die eklatante Ungleichverteilung von Ressourcen, zunehmende Ungerechtigkeit und steigende Armutsrisiken.

Ruft man sich diese Passagen in Erinnerung, die in seiner Heimatregion, den Appalachen, heftigen Widerspruch provozierten, ist der Weg zum Hoffnungsträger der republikanischen Partei nicht mehr so weit. Dabei führt Vance heute geschickt unterschiedliche Strömungen zusammen. Auf der einen Seite gibt er sich als wertkonservativer Politiker, der in der christlichen Familie das letzte Bollwerk gegen eine dekadente, von Traditionen und Werten entleerte Welt sieht. Es ist Ausdruck dieser Haltung, wenn er nun kinderlose Frauen mit Häme überzieht und darüber nachdenkt, ob die Stimmberechtigung bei Wahlen künftig an die Zeugung von Nachwuchs geknüpft werden sollte. Auf der anderen Seite ist er der Hoffnungsträger ultraliberaler Kreise aus dem Silicon Valley. Ohne die 10-Millionen-Wahlkampfspende von Peter Thiel, dem Mitbegründer von PayPal, wäre Vance wohl kaum Senator geworden.

Was diese denkbar unterschiedlichen Milieus – fundamentalistische Christen aus der Provinz und ultraliberaler Unternehmer aus der Tech-Branche – über alle weltanschaulichen Differenzen hinweg eint, hat die Historikerin Annika Brockschmidt herausgearbeitet: Beide begegnen partizipativen Verfahren und egalitären Prinzipien mit Verachtung. Und es eint sie der „Glaube daran, dass ein paar wenige über die Zukunft der vielen entscheiden sollten.“ Thiel macht daraus keinen Hehl. Freiheit und Demokratie halte er für unvereinbar, gab er schon 2009 zu Protokoll. Das ist die Haltung der Ideengeber und Finanziers, wenn es darum geht, die Republikanische Partei umzubauen. Und für dieses autoritäre, demokratiefeindliche Projekt steht auch J. D. Vance, der Aufsteiger aus Middletown, Ohio.

**Vance ist blind für strukturelle Diskriminierung und institutionellen Rassismus. Schuld an ihrer misslichen Lage seien allein die Betroffenen selbst.**

→ Markus Rieger-Ladich lehrt Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Universität Tübingen. Zuletzt erschien von ihm „Das Privileg. Kampfvokabel und Erkenntnisinstrument (Reclam).